

Unverkäufliche Leseprobe aus:

**Dirk Kurbjuweit**  
**Die Einsamkeit der Krokodile**  
Roman

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Um es gleich zu sagen: Ich habe eine Echolalie. Man darf sich nicht täuschen lassen von diesem schönen Wort, das leicht aus dem Mund fließt, das aber für eine Störung steht, unter der ich zu leiden habe. Ich kannte dieses Wort nicht, bis ich eine kurze Liebelei mit einer Frau hatte, die im fünften Semester Medizin studierte. Du hast eine Echolalie, sagte sie mir, als wir am Elbstrand saßen und uns Namen und Heimathäfen der Schiffe vorlasen, die vorüberzogen. Tintenschwarze Wolken verschatteten die Ladekräne am anderen Ufer, aber wir waren verliebt und blieben. Saßen auf den Steinen, mit nassen Füßen, denn hin und wieder warfen klotzige Containerschiffe Wellen das Ufer hinauf. Die Frau war schön und neigte zu kindlicher Romantik.

»Würdest du mich retten, wenn jetzt ein Krokodil nach mir schnappte«, fragte sie mich.

»Nach mir schnappte«, sagte ich. Erst dann: »Natürlich.«

Ein Stück Bein würde es wohl kosten, wenn ich sie aus dem Rachen eines Krokodils zerren müßte. Ich war nicht sicher, ob meine Liebe stark genug war, das zu überdauern. Das nächste Schiff zog vorüber, und sie las:

»Graham Taylor, Monrovia.«

»Taylor, Monrovia«, sagte ich. Sie schaute mich an, aus braunen Augen, und dann fiel dieses Wort zum ersten Mal:

»Du hast eine Echolalie.«

Natürlich wußte ich auch vorher, daß mir die Ange-  
wohnheit eigen ist, die letzten Worte meiner Gesprächs-  
partner laut nachzusprechen, nicht immer, aber regel-  
mäßig. Warum ich das mache, weiß ich nicht. Mir kam das  
nie besonders schlimm vor, bis ihr dieses wohlklingende  
und doch schreckliche Wort aus dem Mund kullerte. Ich  
war entsetzt, daß meine kleine Macke als Phänomen wis-  
senschaftlich erfaßt und benannt war. Sollte es ernster sein,  
als ich gedacht hatte? Ich hoffte noch, es sei eine lustige  
Erfindung von ihr. Das aber hatte ein Ende, als wir gewit-  
ternaß auf ihrem Bett saßen und sie ein medizinisches  
Wörterbuch aufklappte. Da stand das Wort zwischen  
furchtbaren Abbildungen gräßlicher Krankheiten. Dazu  
die knappe Bemerkung:

»Bei Schizophrenie.«

Wenn man oft einsam ist, wie ich es damals war, und  
stundenlang grübelt, dann kommt einem leicht die Idee,  
nicht normal zu sein. In besseren Momenten habe ich sol-  
che Gedanken als harmlose Spinnerei verworfen. Doch  
nun stand da plötzlich »Bei Schizophrenie« in einem  
dicken Buch, dessen blaßgrüner Einband sehr nach medizi-  
nischer Kompetenz aussah. Und es galt mir. Mein Rücken  
war feucht, aber ich wußte nicht mehr, ob es Regenwasser  
war oder Angstschweiß. Ganz fern grollte leise Donner.  
Meine damalige Bekannte versuchte mich zu beruhigen,  
indem sie mir erklärte, Echolalie sei nicht immer und un-  
ter allen Umständen Symptom einer Schizophrenie. Wahr-  
scheinlich hätte ich nur einen albernen Tick. Ich konnte es  
mir aber nicht ersparen, nun unter »Schizophrenie« nachzu-  
schlagen.

»Schizophrenie. Spaltungsirresein; die seelische Spaltung

im Sinne des Neben- und Miteinanders von gesunden und kranken Empfindungen und Verhaltensweisen ist charakteristisch für diese Krankheit.«

Ich hätte das besser nicht getan. Von nun an suchte ich bei mir ständig nach weiteren Symptomen, die das Wörterbuch als typisch für eine Schizophrenie auflistete. Natürlich fand ich sie. Kontaktarmut zum Beispiel traf eindeutig zu. Ich gelte als Einzelgänger. Auch Spuren der Zerfahrenheit und der Sprunghaftigkeit ließen sich nicht leugnen. Wahnideen, ein weiteres Symptom, habe ich, seitdem ich denken kann. Als Kind widerrief ich spät des Nachts das Abendgebet, weil mich Ungeheuer mit Krokodilmäulern auf Giraffenhälsen bedrohten. Ich erklärte sie zu Göttern und betete sie an, damit sie mich verschonten. Mit zunehmendem Alter ist der Wahn eher schlimmer geworden. Ich erinnere mich gut daran, wie ich beim gemeinsamen Kochen mit Bekannten ein Küchenmesser weglegen mußte, weil in mir der Zwang wucherte, es auf der Stelle in einen Leib zu rammen. Das kam mehrmals vor, bis ich mich unter Vorwänden weigerte, Brot oder Fleisch zu schneiden.

Ich habe mir vorgenommen, nichts zu verheimlichen, und gebe daher trotz allergrößter Scham zu, mir vorgestellt zu haben, einer Bekannten, die ich liebte, mit einer Rasierklinge die Klitoris abzutrennen, genauso die Spitzen der Brustwarzen. Vorher hätte ich sie erregt, um gut schneiden zu können. Ich habe mich vor mir selbst geekelt. Denn ich bin kein grausamer Mensch. Ich gehe Schlägereien aus dem Weg und habe den Kriegsdienst verweigert. Horrorfilme, sogar Krimis, sind mir unerträglich. Spritzt Blut und quillt Gehirn, was in den Filmen von heute leider immer häufiger passiert, schließe ich meine Augen und

halte mir die Ohren zu, um die Schreie nicht hören zu müssen.

Man kann seine Gedanken nicht jede Sekunde kontrollieren, beruhigte ich mich, wenn mir nach einem Anfall entsetzlicher Gewaltphantasien das schlechte Gewissen den Schlaf raubte. Allen wird es so gehen. Doch auf dem Bett meiner medizinkundigen Liebe bekamen diese Ideen einen Namen. Und weil ich mich selbst heilen wollte, mir also verbot, an Messer zu denken, dachte ich nur noch daran. Malte mir die schlimmsten, perversesten und widerwärtigsten Situationen aus. Schnitt, hackte, stach, schlitzte, bohrte. Ich wollte totale Kontrolle über meine Gedanken und verlor sie ganz.

Es hat ein halbes Jahr gedauert, bis die schrecklichen Einfälle nachließen. Ich vergaß das medizinische Wörterbuch und die Schizophrenie. Manchmal habe ich Rückfälle und halte mich wieder für krank. Aber ich weiß, daß das vergeht. Die Echolalie dagegen bleibt.

Ich bin froh, daß es heraus ist. Früher oder später hätte ich ohnehin über meine Echolalie reden müssen. Jeder weiß jetzt, daß Zweifel an meiner Normalität angebracht sind. Das verbindet mich mit Günther, der nach allem, was ich über ihn weiß, eben deshalb sterben mußte. Das meiste weiß ich von Frau Sperl, die mir als erste von Günther erzählt hat. Er war zu diesem Zeitpunkt schon tot. Ich habe ihn nie getroffen. Trotzdem darf ich mir wohl zutrauen, die Geschichte seines Lebens zu erzählen.

Es war an einem Freitag im Juni, als ich Frau Sperl zum letzten Mal besuchte. Ich fuhr mit der U-Bahn, weil ich Autofahren nicht mehr ertragen kann. Das Altersheim

steht am Stadtrand von Hamburg, eine Festung aus rotem Stein, von Bäumen grün gerahmt. Ich habe bis zu meinem zwanzigsten Lebensjahr zwischen rotem Stein gelebt und weiß, wie er einem den Mut nimmt. Roter Stein verdunkelt die Straßen und die Gedanken. Weil er so gleichmäßig und kleinstückig vermauert ist, verliert man bald die Hoffnung, das Leben könne mehr sein als die immer gleiche Folge kleiner Ereignisse. Halb Hamburg ist aus rotem Stein.

Vor dem Altersheim schob ein junger Mann, der einen Kittel trug, einen Greis im Rollstuhl um einen Teich. Der Greis sah nicht nach den tauchenden Enten, sondern nur auf die zitternden Hände in seinem Schoß. Dort hatte sich Speichel gesammelt, der aus seinem Mund tropfte. Ich war nervös, wie jedesmal, wenn ich ins Altersheim ging, denn dies ist ein Ort, an dem man eine Vorstellung von seiner Zukunft bekommt.

Wie habe ich mich erschrocken, als ich einmal eine Frau sah, die ihr Gebiß aus dem Mund holte und es mit Spucke zwischen Daumen und Zeigefinger reinigte. Deutlich waren Fleischreste zu erkennen. Hier geschieht so etwas nicht verstohlen, sondern offen und öffentlich, in diesem Fall auf der Bank neben der Pforte, wo immer Alte sitzen und gucken, wer hereinkommt.

Ich mußte in den dritten Stock und nahm die Treppe, weil am Fahrstuhl drei Greise warteten. Sie hätten mich wahrscheinlich angesprochen, auf ihre resignierte Art, zu der mir nichts einfällt. Auch Frau Sperl war resigniert. Aber wir konnten reden.

Wir waren verwandt, so entfernt, daß ich kein Wort dafür kenne. Frau Sperl war eine Cousine meiner Groß-

mutter, und wir sagten Sie zueinander. Es paßte zu ihren knapp neunzig Jahren. Als ich sie zum ersten Mal sah, ein halbes Jahr vor diesem Besuch, hatte meine Großmutter mich gebeten, ihrer Cousine Grüße zu übermitteln. Wir wurden Freunde. Sie war für mich wie ein Buch aus alter Zeit, und ich ersetzte ihr die Zeitungen, die sie nicht mehr lesen konnte. Besonders gerne verglich sie das Leben damals und heute.

»Ihr seid älter als wir«, sagte sie, als ich ihr erzählt hatte, daß eine Dreizehnjährige schwanger geworden war. »Ihr küßt mit zwölf, wir haben es mit sechzehn getan. Erst zwölf Jahre alt, seid ihr schon wie sechzehn. Es ist nicht gut, schnell alt zu werden.«

»Alt zu werden«, sagte ich.

Irgendwann erwähnte sie Günther, den Sohn ihrer Nichte, der nun tot sei. Zwar war er ein noch viel entfernterer Verwandter als Frau Sperl, aber er interessierte mich.

»Der Bub ist nicht normal«, hat seine Mutter, eine Pfälzerin, über ihn gesagt.

»War er schizophren?« fragte ich Frau Sperl.

»Ich weiß nicht so genau, was das ist. Für mich zählt, daß er nicht so normal sein konnte, wie er wollte.«

Sie erzählte, und ich wurde zum Gefangenen von Günthers Geschichte. Eigentlich mag ich es nicht hören, wenn ein Mensch meines Alters gestorben ist. Es erinnert mich daran, daß auch ich weniger als fünfzig Jahre vor mir haben könnte. Wenngleich mir mein Leben oft nicht so vorkam, als lohnten sich weitere fünfzig Jahre. Wahrscheinlich ließ mich die Angst vor dem Sterben am Leben hängen. Bei Frau Sperl war es umgekehrt. Aus Angst vor dem Leben sehnte sie den Tod herbei.

Die Wände des Tagesraumes im dritten Stock waren weiß gekalkt, behängt mit Blumenbildern aus verjäherten Kalendern. Linoleum, gut abwaschbar, deckte den Fußboden. In halber Runde standen durchgesessene Sofas und Sessel, die freiheitsraubend wirkten. Wer mit alten Knochen einmal in diesen puddingweichen Sitzgruben versunken war, kam ohne Hilfe nicht mehr hoch. So waren die Alten auf harmlos scheinende Art festgesetzt. »Wer rumläuft, macht Arbeit«, hatte mir eine Pflegerin erklärt.

Zwei Dutzend Alte saßen im Tagesraum, von den Pflegerinnen nach Verträglichkeit plaziert. Eine Parade grauer Haare, eingefallener Münder, stumpfer Blicke, knotiger Hände und abgetragener Kleider. Ich atmete einen schwachen Hauch von Urin, sah rote Flecken auf Kleidern und Hemden. Heute war Nudeltag. Nudeln gab es hier ausschließlich mit Tomatensauce. Niemand sprach. Ich hörte nur den leisen Gesang von Frau Briesemeister, die ewig Volkslieder zwischen ihren strichdünnen Lippen hervorpreßte. Nur die Texte variierten. Mehr als eine immer gleiche, verhuschte Melodie brachte sie nicht zustande. Wenn im Tagesraum überhaupt geredet wurde, dann war es die resolute Frau Ullrich, die hin und wieder rief: »Schnauze, Briesemeister.« Die jedoch hatte ihren Namen vergessen und fühlte sich nicht gemeint.

Seitdem Herr Koch und Herr Kilbig kurz hintereinander gestorben waren, konnte ich sicher sein, daß mich niemand ansprach. Beide hatte ich gefürchtet, weil sie sofort vom Krieg erzählten, sobald sie mich sahen. Während ich vorgab, zuzuhören, fragte ich mich, was wir, die Jüngeren, später erzählen würden, sollte uns ein Krieg erspart bleiben.

Ich hatte den Weg durch den Tagesraum fast geschafft, als Frau Jaedicke hereinkam; trippelnd, ihre Schritte begrenzt von Unterhose und Strumpfhose, die ihr unterhalb des Rocksaums an den Waden hingen. In der rechten Hand trug Frau Jaedicke ihre Einwegwindel, aus gelbem Kunststoff auf der Außenseite, innen eigentlich weiß, aber jetzt grau verfärbt. Frau Jaedicke blieb vor mir stehen und lächelte. Bevor sie mir die Windel geben konnte, drehte ich mich um und ging in die Küche, wo zwei Pflegerinnen Brote schmierten. Während die eine lachte, über einen Witz, den ich nicht mitbekommen hatte, sog die andere eine gerollte Scheibe Bierwurst in den Mund. Sie, Frau Bleis, die ich hier schon häufiger gesehen hatte, kam mit mir in den Tagesraum. Wortlos nahm sie Frau Jaedicke bei der Hand und führte sie zur Toilette. Ich ging zum Zimmer von Frau Sperl, das am Ende des Ganges lag.

Normalerweise saß Frau Sperl mit geschlossenen Augen, aber wach in einem Lehnstuhl, die Füße auf einen Hocker gelegt, eine Decke über die Beine gefaltet. Sie hatte den Kopf eines Vogels, klein und schmal. Eine fliehende Stirn, ein hoher Haaransatz, die dünnen Strähnen nach hinten gezwungen. Ihre Züge hatten eine Schärfe, als würde sie noch immer ein Landschulheim leiten. Doch in ihren Augen brannte kein Licht mehr. Ihr Körper war viel zu groß für den Vogelkopf, rund und prall, als würde ein Spatz das Gefieder einer Taube tragen. Es war nicht mehr lange bis zu ihrem neunundachtzigsten Geburtstag; darüber jedoch verlor sie nie ein Wort, nicht aus Koketterie, sondern aus Haß auf die hohe Zahl. Sie haßte besonders die braunen Flecken, die das Alter ihr ins Gesicht gemalt hatte.

Frau Sperl lag im Bett, zugedeckt bis an den spitzen

Mund, das Gesicht der Wand zugekehrt. Ich fand das ungewöhnlich, denn schlafen konnte sie nur nachts. Ihr Schlaf war leicht, eine alte Angewohnheit, weil sie im Landschulheim auf der Hut sein mußte, damit die Jungs nicht zu den Mädchen schlichen. Oft wachte sie auf und lauschte in die Stille des Altersheims. Länger als fünf Stunden schlief Frau Sperl nie.

»Haben Sie schon einmal neunzehn Stunden auf den Schlaf gewartet?« hatte mich Frau Sperl bei meinem ersten Besuch gefragt.

»Ich mache hier nichts anderes als warten und Gedanken denken, die ich schon tausendmal gedacht habe.«

Ihr fehlte nicht nur Augenlicht. Gehen war nur möglich, wenn jemand sie stützte, aber dafür war sie zu stolz, so daß sie den ganzen Tag im Sessel saß. Mußte sie zur Toilette, kam auf Klingelzeichen Frau Bleis, und ich ging auf den Flur, wo immer zwei alte Frauen auf und ab wanderten, Hand in Hand, mich jedesmal mit einem Kopfnicken grüßten und sich auf halbem Weg mißtrauisch umdrehten.

Manchmal wünschte sich Frau Sperl das Schicksal ihrer meisten Mitbewohner.

»Die kriegen wenigstens nicht mehr mit, wie es um sie steht«, sagte sie, und ich hatte mit der Zeit aufgegeben, Trost zu spenden. Es gab keinen. Sie war gefangen in diesen fünfzehn Quadratmetern, nicht fähig zu lesen, sehr wohl zu reden, doch außer mir kam niemand.

»Narren sind das«, sagte sie über die anderen Bewohner des Heimes, die ihr mit ihren Verrücktheiten oft lästig wurden. Einmal fügte sie hinzu:

»Hier sind alle so. Also bin ich die Närrin. Denn ein Narr ist immer anders als die anderen.«

»Anders als die anderen«, sagte ich.

Gerne hätte ich auch bei meinem letzten Besuch noch einmal mit ihr geredet. Aber ich wollte sie nicht wecken, schrieb also auf einen Umschlag:

»Liebe Frau Sperl, wir werden uns für einige Zeit nicht sehen, weil ich morgen abreise.«

Ich setzte den Stift ab und lauschte. Kein Atmen, kein Röcheln. Ich stand auf und ging zum Bett.

»Frau Sperl?«

Ich schüttelte sie sanft. Keine Reaktion. Ihre Augen waren geschlossen. Das dünne Haar, das ich nur sorgfältig frisiert kannte, lag wirr über Gesicht und Kissen. Ich schlug die Decke ein Stück zurück und faßte Frau Sperl am Gelenk der linken Hand; ihre Haut war gläsern, die Venen schimmerten blau. Kein Puls. Die Tür ging auf, und noch bevor ich Frau Schmieding sah, hörte ich ihre Stimme.

»Allein, allein.«

Es war das einzige Wort, das sie je sagte; meist resigniert oder gleichgültig, manchmal verzweifelt, selten fröhlich. Weil das Pflegepersonal oft wechselte, konnte sich niemand daran erinnern, wann sie damit angefangen hatte. Auch war unbekannt, warum sie es tat; angeblich soll sie im Krieg zwei Tage verschüttet gewesen sein. Frau Schmieding, so gut wie blind, tastete sich ins Zimmer vor.

»Allein, allein.«

Ich öffnete den Nachttisch und nahm die Bilder von Günther heraus. Mir war nicht wohl bei diesem Diebstahl, aber niemand würde die Fotos vermissen, und ich brauchte sie dringend. Frau Schmieding hatte ihre Wanderung fortgesetzt. Ich nahm sie bei der Hand, die kalt war, und führte sie aus dem Zimmer hinaus. Wir konnten nur langsam ge-